

## Simone Lazaroo: *The Australian Fiancé*

Aus den Warnungen meiner Mutter zog ich natürlich meine eigenen Lehren. Die Folgerungen, zu denen man mit der ganzen leidenschaftlichen Unbeirrbarkeit einer Zwölf-, Dreizehnjährigen gelangt: Meine Mutter war gegen mich. Meine Mutter wollte mir etwas vorenthalten. Wollte mir jegliches aufregend neue Bild meiner selbst vorenthalten, das ich in den Augen eines jungen Mannes hätte entdecken können.

Damals schon wollte ich wissen, was die jungen Männer mir vielleicht über mich zeigen würden.

Ich stahl englischen Lippenstift – Pflaume – aus den Regalen des Emporiums. Von der pinkfarbenen Lippenstiftverpackung erfuhr ich: *Ein Mund, mit dem man Seifenblasen machen kann.*

Ich spitzte meine heimlich geschminkten Lippen und lehnte mich aus dem Fenster an der Rückseite des Emporiums, um zu sehen, wie ich mich in den Augen der jungen Männer spiegelte.

Ich stieg und schwebte, strahlte in ihren begeisterten Blicken, war so neu für mich, als hätte ich mein ganzes Leben ohne Spiegel verbracht.

„Ach du liebes bisschen! *Perempuan lacur!* Aber was kann man bei ihrem Hintergrund schon erwarten?!“, rief die Schwester meiner Mutter, deren goldenes Kreuz an einer Kette schimmerte. Das grelle Weiß ihrer Bluse und die messerscharfen Falten ihres Rocks zerschnitten die Luft, wenn sie sich bewegte.

Ein Überraschungsbesuch.

Ich stieg wieder vom Fenster hinunter, war verunsichert durch die zornigen Blicke meiner Tante und meiner Mutter.

„Was soll aus einem unehelichen Kind schon werden?!“

„Das musst du gerade sagen! Du hast einen chinesischen Wäschereibesitzer geheiratet!“, gab meine Mutter zurück.

Konnte meine Mutter wirklich so etwas gesagt haben?

Als ich aufwuchs, war ich von vielen Sprachen umgeben, aber keine war so unverblümt wie die meiner Tante und meiner Mutter. Meist sprachen sie das provozierende singapurische Englisch, das für überfüllte Marktplätze, Gassen und beengte Haushalte bestens geeignet ist. Für die schlimmsten Beleidigungen oder sehr private Unterhaltungen bedienten sie sich jedoch ein paar Bruchstücke Malaiisch oder Kantonesisch, um noch stärker zu verletzen. So viele Sprachen, die sich gegenseitig schärfen und um den begrenzten Luftraum kämpften.

Ich beherrschte einige Brocken all dieser Sprachen, aber in der Schule lernte ich das Englisch, von dem die irischen Nonnen uns sagten, es sei korrekt. Ich verschlang es und sprach es, wo immer ich konnte. Ich glaubte, korrektes Englisch würde mich vollständig machen, mich mit meinem Vater vereinigen, mir Zutritt zur englischen Nation verschaffen, der mir durch seinen Tod verwehrt war.

Nach dem vorzeitig beendeten Besuch meiner Tante entluden sich die Sorgen, die ich meiner Mutter bereitete, mit einem Zischen in der feuchten Luft.

„Du wirst nie eine Braut mit einem Bräutigam und einer dreistöckigen Hochzeitstorte! Du zeigst den Jungen so viel von deinem Gesicht, dass dein Herz jetzt an der falschen Stelle sitzt! Wie bei einem Pontianak-Geist! Nimmst die jungen Männer mit deinem hübschen jungen Gesicht gefangen und heulst nachts gen Himmel wie ein alter Hund!“ Noch während sie sprach, platzierte meine Mutter Nägel und Ananas an unseren Fenstern und Türen – scharfe Gegenstände, an denen die hinterherschleifenden Eingeweide der Pontianaks hängen bleiben würden, die vielleicht draußen vor unserem Haus darauf lauerten, in meinen zarten, törichte Körper einzudringen.

„Was meinte meine Tante mit *perempuan lacur?*“, fragte ich meine Mutter, als alle Stacheln ihren Platz gefunden hatten und ihre Wut abgeflaut zu sein schien.

„Frag mich das bloß nie wieder, hörst du!“

Später an diesem Tag vertraute meine Mutter sich unserer Nachbarin Mrs. Quah an, die künstliche Dutts herstellte und unser Emporium damit belieferte. Mrs. Quah, die ihr dünnes, graues Haar in einem dicken, glänzenden, schwarzen Dutt trug – Reklame für die Raffiniertheit ihres Produkts.

„Es liegt am fehlenden Vater.“ Darin stimmten die beiden überein und trösteten sich gegenseitig durch ihren beschwichtigenden Tonfall, durch das Einfühlungsvermögen in ihren Blicken, durch ihre höfliche Umsicht.

Wer hatte recht? Was war mit meinem Vater?

Die Geschichte, die meine Mutter mir erzählt hatte: *Er war Engländer. Er starb, als du noch ein Baby warst.* Von Heirat war nicht die Rede, von Nicht-Heiraten allerdings auch nicht. An diesem Punkt der Geschichte befand sich nur ein hochzeitsförmiger Hohlraum. Ein dreistöckiger Hohlraum, mit Braut- und Bräutigamfiguren darauf. Die Herzen dort, wo Herzen sein sollten.

Andere Teile der Geschichte eilten herbei, um diese Lücke zu schließen: *Dein Vater kam mit einem Schiff aus England, er war oft geschäftlich unterwegs, er trug einen grauen Filzhut.* Meine Mutter leitete das Emporium für ihn, mein Vater vermachte ihr das Geschäft. Er war größer als der größte chinesische Sarg. Seine Leidenschaft war es, Dinge zu fotografieren, die fliegen. Mit seinem kastenförmigen Auge aus Metall und Glas wollte er meiner Mutter beweisen, dass die Geister, die sie fürchtete, nicht existierten. Alles, was mit seiner schnellen, neuen zweiäugigen 1929er Rolleiflex festgehalten werden konnte, war real. Alles andere existierte einfach nicht.

Als mein Vater starb, hinterließ er uns das Geschäft und eine Rough-Rider-Zigarettendose voller verschwommener fotografischer Versuche, Dinge, die fliegen, festzuhalten. Seinen Hut muss er bis zu seinem Tod getragen haben, und die Rolleiflex-Kamera soll auch bei ihm gewesen sein, als er starb, irgendwo in England.

„So sollte es auch sein“, verkündete meine Mutter. „Kameras sind für den Westen, wo es kalt ist und die Geister langsamer sind als Schnecken.“

Meine Mutter sagte, sie habe schon von seinem Tod gewusst, bevor sie das Telegramm erhalten habe. In ihren Träumen war ihr ein Vogel erschienen, mit Frost an den Federn, der den ganzen Weg aus England hergeflogen war, um es ihr mitzuteilen.

Meinem Vater war es nicht gelungen, meiner Mutter zu beweisen, dass Geister nicht existierten.

Ich öffnete die Dose mit den Fotos, als sie nicht hinschaute, sah das langsame, zitternde Spreizen der Vogel- und Fledermausflügel in seinen unterbelichteten, unfokussierten Grau-Weiß-Aufnahmen.

Ich stellte mir den Atem meines Vaters in diesen Bildern vom Fliegen vor: lange zitternd der erste Flügelschlag, lange zitternd das letzte Senken.

Als Kind fand ich das Foto eines Mannes zwischen den Bildern von Dingen, die fliegen. Meine Mutter stellte es auf das Regal über dem Altar, hoch, außer Reichweite. Ich richtete meine Gebete an dieses Foto, an dieses eine unfokussierte Bild: *Vater unser im Himmel.*

War das mein Vater? Das graue Foto behielt seine Geheimnisse für sich. Rate.

Seine Augen waren vielleicht blau. Sein Haar war vielleicht von einem dunklen Gold. Sein Gesicht war vielleicht schön.

Aber alles, was ich wirklich über Väter weiß, ist: Ein Vater ist, was nicht da ist.

Daher stürze ich, als Singapur fällt und meine Mutter, meine Tante und mein Onkel sich drei Jahre lang in japanischer Gefangenschaft befinden. Ich stürze wie ein erstarrter Vogel in dieses dunkle, hohle Nichts.